

Opium

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 13

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637904>

Nutzungsbedingungen

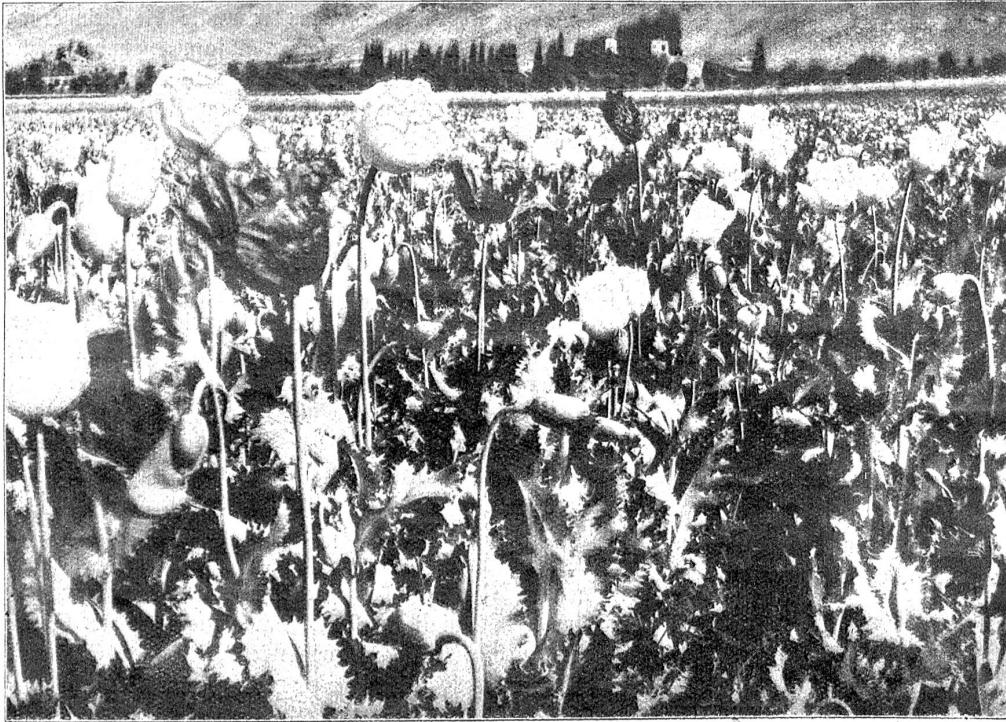
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Persisches Mohnfeld in Blüte.

Die großen, weißen, zuweilen mit Ella untermischten Blüten verbreiten einen scharfen, weithin bemerkbaren Geruch. Die Pflanze wird, je nach dem Boden, einhalb bis dreiviertel Meter hoch.

Opium.

Vor kurzem hat in Genf die 2. Opiumkonferenz ihre Arbeit zu Ende geführt. Ihre Aufgabe war die Bekämpfung des Opiums als soziales Gift auf dem Boden einer internationalen Abmachung. China und die Vereinigten Staaten zogen sich von der Konferenz zurück; sie waren mit der dort geleisteten Arbeit unzufrieden. Die Interessen der beteiligten Nationen gingen so sehr auseinander, daß eine radikale Bekämpfung des Übels nicht möglich wurde. Indien würde eine ergiebige Einnahmequelle verlieren, wenn die Opiumproduktion sofort und radikal unterdrückt würde, wie China, das am meisten unter der Seuche leidet, es wünscht. Die indischen Interessen, sagen wir kurz: das indische Opiumkapital blieb Sieger; die Opiumseuche soll sukzessive, in Etappen, innert 15 Jahren bekämpft werden.

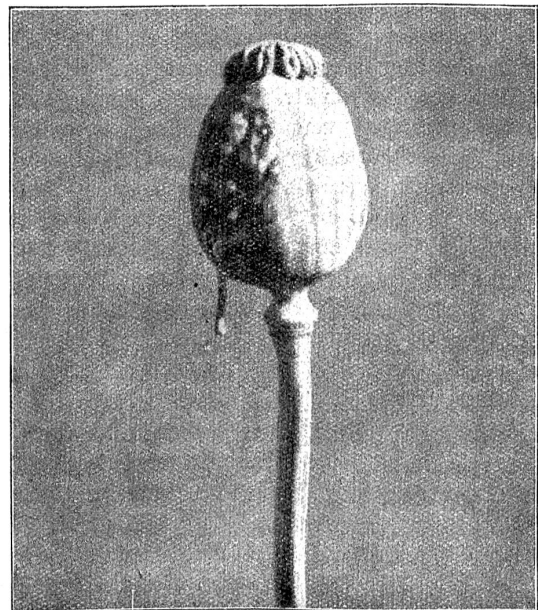
Der Kampf gegen das Opium hat schon eine lange Geschichte hinter sich. Als Medizin war das Opium schon in frühester Zeit bekannt. Der Opiumgenuß aber ist eine neuzeitliche Erscheinung, die mit der Verbreitung des Islams im Zusammenhange steht. In China wurde das Opiumlaster von Bengalen her am Ende des 18. Jahrhunderts eingeführt. Die englische Ostindische Kompagnie begann damals mit der Opiumkultur in großem Maßstabe, und sie führte bald einen schwungvollen einträglichen Handel nach China. Als die chinesische Regierung 1820 die Opiumeinfuhr verbot, organisierte die Kompagnie den Schmuggelhandel, der das Verbot unwirksam machte. England nötigte China den sogenannten „Opiumkrieg“ auf, der 1842 und 1858 durch Verträge zum Abschluß kam, denen zufolge China die Opiumeinfuhr wieder gestatten mußte. Im Finanzjahr 1873/74 wurden in Indien 6,358,495 Kilogramm Opium produziert und davon nach China und den Ländern mit chinesischen Ansiedlern 6,144,132 Kilogramm ausgeführt. Die Verantwortung für das unermehliche Elend und die Zerstörung einer Unsumme von Volkskraft in den chinesischen Ländern trägt das englische Opiumkapital. Es ist noch heute so einflußreich, daß es die Arbeit von Männern, die ernsthaft das Wohl der Menschheit erstreben, zu

labotieren vermag, wie der Ausgang der jüngsten Konferenz beweist.

Ueber die Opiumkultur und die Opiumverarbeitung und -verwendung geben unsere Abbildungen einigen Aufschluß. Außer in Indien und Hinterindien wird Opium heute noch kultiviert in Kleinasien und Persien. Hier bildet die Mohnkultur eine wichtige Einnahmequelle der kleinhäuerlichen Bevölkerung. In Persien wird die Mohnpflanze (*Papaver somniferum*) zuweilen in großen Feldern angepflanzt (s. Abb. S. 196), meist aber bebaut der Kleinbauer nur ein kleines Stück Land, das ihm nicht übermäßig viel Arbeit schafft; denn bekanntlich sind die Orientalen keine Liebhaber von allzu viel Arbeit.

Wenige Tage nach dem Abfallen der Blütenblätter rißt man die

Kapseln der Mohnblüte, aus der nun über Nacht ein Milchsaft fließt (siehe untenstehende Abbildung); dieser Saft dünn an der Luft ein und wird dann am Morgen mit einem Messer abgeschabt. Man sammelt den verdickten Mohnsaft auf Mohnblätter und knetet ihn dann zu kleineren oder größeren Kuchen zusammen. Diese Opiumkuchen riechen eigentümlich narkotisch, schmecken scharf bitter und brennen auf der Zunge. Opium enthält einige Alkaloide wie Morphin, Kodein, Thebain, Papaverin, Narkotin u. Auf diesen Bestandteilen beruht die betäubende Wirkung des Opiums. Als Arzneimittel, richtig verwendet, bringt es Segen, als Genußmittel aber hat es zerstörende Wirkungen:



Der Mohnkopf mit ausgequollenem Opiumsaft.

es zerrüttet die Nerven, tötet den Willen, bringt körperlichen und geistigen Zerfall und führt endlich zu einem frühen Tod.

Das Opium wird zum Zwecke der Berausung sowohl gekaut als geraucht. Das Opiumessen wird bei den Türken geübt. Die Opiumesser sind blasse, abgekehrte Gestalten mit gestrecktem Hals und gereckten Gliedern, erstorbenen Augen und stammelnder Zunge. Sie setzen sich auf Sofas längs einer hölzernen Galerie.

Jeder schluckt die ihm zusagende Zahl von Pillen mit einem Glas Wasser; binnen einer Stunde sind sie dem beseligenden Rausche des Opiums hingegeben, der ihnen

die Wünsche ihrer Einbildungskraft als erfüllt vorzaubert. In China und Java wird das Opium geraucht. Es wird zuerst im Wasser durch Kochen gelöst, die Lösung wird filtriert und verdampft. Das Extrakt wird dann zu Kügelchen



Opiumraucher mit ihren Pfeifen nebst Holzkohlensänge, Kohlenbecken und den Holzbänken, auf denen die Raucher ihren dumpfen Rausch ausschlafen.



Der Ertrag von etwa einem halben Morgen Land, innerhalb drei Stunden gesammelt.

gedreht und mit einem nadelartigen Instrument an die Flamme eines Lichts gehalten und in einen Pfeifentopf gesteckt. Gierig saugt der Raucher in einem oder zwei Zügen den Rauch ein, um dann in den erwähnten Traumschlaf zu verfallen. Aus diesem wacht er dann wie aus einem tüchtigen Alkoholrausch auf; er ist abgespannt und müde und sein Wille drängt zu neuem Opiumgenuß. Plöbliche Abstinenz erzeugt Darmstörungen und unbefehliches Unbehagen; oft führt der völlige Entzug von Opium beim habituellen Opiumraucher zum Tod. Aus alten Reiseschilderungen stellt man sich eine chinesische Opiumneize als ein dumpfes, stinkiges Lokal mit Britischen voll ausgemergelter unglücklicher Menschen vor. Es gibt aber auch „Opiumhöhlen“, die es an Brunt und Bornehmheit in der Ausstattung mit jedem abendländischen Vergnügungslokal aufnehmen. Die schwersten Schnitzereien bedecken die Wände, kostbare Steinarten und Kandelaber schmücken die in kleine Kammern oder Zimmer abgetheilten Räume.

Das Opiumlaster ist längst keine bloß orientalische Erscheinung mehr. Es gibt in New York, London und Paris Opiumlokale, wo sich willenlose Menschen zugrunde richten, sogar wie in Kanton oder Schanghai. Zwar wird das Opium in den europäischen Großstädten mehr und mehr durch das nicht weniger gefährliche Kokain verdrängt, so daß man bei uns mehr von „Kokainhöhlen“ liest als von „Opiumhöhlen“. Es scheint ein Angebinde feindlicher Gottheit zu sein, daß der Mensch, wenn er die Welt mit ihren Unvollkommenheiten vergessen und sich in ein überirdisches Glück hineinträumen will durch das Mittel des Rausches, dies mit seinem Menschentume oder gar mit dem Leben zahlen muß. Glückliche die Menschen, die den Rausch nicht nötig haben, weder in dieser noch in jener Form!

Des Menschen Freiheit ist sein innerer Wert.
Und seine Schuld allein kann sie ihm rauben. Beer.